Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 38 (1958-1959)
Heft: 1

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHER-RUNDSCHAU

Große Kulturen der Frühzeit

Synthese auf dem Gebiet der infolge reichen neuen Materialzuflusses sich ständig aufbauenden prähistorisch-archäologischen Geschichtsforschung gehört zu den schwierigen Aufgaben. Synthese eines großen Kapitels auf kaum 150 Seiten, auf eine für den Laien verständliche Weise vorzunehmen, ist noch weit schwieriger. Es gibt verschiedene Wege, sie zu verwirklichen, je nachdem, ob man versucht, dem Laien ein verständliches Forschungsbild zu geben oder einzelne Ausschnitte an besonders augenfälligen Fundstücken zu demonstrieren. Beides fällt in Betracht und der Verfasser — oder unter Umständen der Verlag — hat den zu beschreitenden Weg festzulegen[1]. Der Verfasser des besprochenen Buches, Graf Oxenstierna, fixiert seine Absicht mit dem Satz des Vorwortes: «Der Laie möchte von spannenden Abenteuern hören, von Kriegen und Hochzeiten der Großkönige, vom Aufstieg und Untergang großer Völker, von erbeuteten Schätzen und Besonderheiten im Alltagsleben anderer Völker.» Diesem Satze entsprechen die Titel der einzelnen Kapitel, die eher denen eines Abenteuerromanes als eines Werkes mit wissenschaftlich hohem Anspruch gleichen. Der Fachmann, der das Buch in die Hand nimmt, fragt sich unwillkürlich, ob hier Popularisierung im bekannten billigen Sinn betrieben wird. Zum Glück bestätigt sich dies nicht, wenn auch in der Regel nur die für den Laien interessante Forschungsarbeit der Archäologie, das Ausgraben und das Finden, zu Worte kommt. Von eigentlicher wissenschaftlicher Methode auf prähistorisch-archäologischem Gebiet wird im Vorwort einiges gesagt, hier nun allerdings — wenn schon — entschieden zu wenig. Die heutige Forschung ist mit dem Namen der «typologischen Methode», wie sie vom Schweden Montelius geschaffen wurde, nicht zur Deckung zu bringen. Sie ist ein, wenn auch wichtiger, Ausschnitt der heute zur Verfügung stehenden Methoden.

Die Anlage des Werkes kann als vorbildlich bezeichnet werden. An die Spitze des Textes wird eine Zeittafel gestellt, welche die verwendeten Epochenbezeichnungen in ihrer Abfolge, ihrer Dauer und dem effektiven Alter zeigt. Denn dem Laien ist z. B. die «vorchristliche Eisenzeit» kein fester Zeitbegriff, um so mehr als die gleiche Bezeichnung in Mitteleuropa etwas weitgehend anderes bezeichnen würde. Es folgt der zusammenhängende Text mit seinen Kapiteln und dann anschließend der Abbildungsteil. Dieser zeigt ein ausgezeichnetes Material in hervorragenden Aufnahmen. Meist handelt es sich um die Darstellung einzelner Fundstücke. Aber auch das Gräber- und Siedlungswesen wird in prägnanten Beispielen vorgeführt. Einige Pläne und Rekonstruktionen von Befunden sind auch für den Laien methodisch interessant und eigentlich unentbehrlich. Vier Farbtafeln bringen dem Betrachter das eigentliche Aussehen einiger Stücke näher und den Effekt des beabsichtigten Farbenspiels, soweit Oxydation des Metalles dieses nicht total umgewertet hat. Den Tafeln folgen einige Seiten sachlicher Erläuterungen zu den Abbildungen, die dem näher Interessierten zusätzlichen Aufschluß bringen. Es wäre für manchen Leser nützlich gewesen, wenn hier die absolute Datierung durchgehend angegeben worden wäre, selbst wenn im Textteil eine Äußerung dar-

[1] Große Kulturen der Frühzeit. Eric Graf Oxenstierna: Die Nordgermanen, mit 104 Tafeln. Fretz & Wasmuth AG., Zürich 1957.

über schon erfolgte. Denn mancher wird sich gerne anhand des Bildes und der zugehörigen Erklärung ein eigenes Bild der Zusammenhänge machen wollen. Dafür ist die Datierung die notwendige Voraussetzung. Eine erfreuliche Zugabe in einem Werk für breite Kreise sind auch die Literaturhinweise am Schlusse.

Es ist erfreulich, daß in einer Reihe über große Kulturen der Frühzeit nun auch Gruppen, die außerhalb der alten Hochkulturen liegen, ihre gerechte Berücksichtigung finden. Ein großer Teil des vorgelegten Wissens wird der prähistorisch-archäologischen Forschung verdankt, die in unendlicher Kleinarbeit ein sehr bedeutendes historisches Material zusammengetragen hat. Ihr allein ist es zu verdanken, daß über die ältere Geschichte der germanischen Völker überhaupt Aussagen gemacht werden können. Ganz allmählich erst kommen die schriftlichen Denkmäler hinzu, nämlich das, was römische, griechische und selbst arabische Schriftsteller berichten und in oft viel schwerer verständlichen Form die dichterische Literatur des alten Nordens. Trotz dieser Nachrichten sind für eine genauere Kenntnis von Kultur und Leben des Nordens noch im frühen Mittelalter die archäologischen Feststellungen ausschlaggebend. Das vorliegende Werk geht denn auch bis in die Zeit um 1000 n. Chr. Die Archäologie allein gibt die Möglichkeit, von den Anfängen des Germanentums zu sprechen. Nun hatte Graf Oxenstierna allerdings nur über die Nordgermanen zu berichten. Ein kommender Band der gleichen Reihe soll den Südgermanen gelten. Also kommt als Ganzes das Germanentum nur von der Zeit viel größerer Ausdehnung an zur Sprache. Nun ging der Ausbreitungsvorgang nur allmählich vor sich, zu gewisser Zeit rasch, zu anderer langsamer. Den Punkt zu fassen, wo von Nord- und Südgermanen zu sprechen ist, ist deshalb nicht mit Präzision möglich. Der Verfasser des vorliegenden Buches setzt seine eigentliche Schilderung mit dem Beginn der Eisenzeit des Nordens, also um 500 v. Chr. ein. Sein Stoff entstammt dem Boden von Skandinavien, Dänemark und dem allernördlichsten Norddeutschland. Nun gibt es aber sicher schon früher Germanen in weiter südlich liegenden Gebieten bis nach Hessen und Thüringen. Dies wären, von diesem Buch aus gesehen, also bereits Südgermanen älterer Zeit, denen auch ältere Nordgermanen entsprechen mußten. Das ganze interessante Kapitel des wirklich frühen Germanentums wird also in dieser Reihe nicht besprochen werden, was bedauerlich ist. Graf Oxenstierna gibt auf $5^1/_2$ Seiten Text und 6 Tafeln wenigstens einige Hinweise auf die Frühzeit, von denen er natürlich selbst weiß, daß sie nicht genügen können, vor allem für den Laien nicht. Anderseits hätten konkretere Ausführungen größeren Umfanges wohl den späteren Abschnitt so zur Kürze gezwungen, daß alles zu knapp geworden wäre. Ich bin gespannt, wie dies mit dem in Bälde zu erwartenden Band über die Kelten gehalten wird, wo ähnliche Probleme bestehen.

Es würde zu weit führen, den Inhalt des Werkes im einzelnen erläutern zu wollen. Soviel ist sicher, daß fast das gesamte im Bilde vorgeführte, köstliche Fundmaterial breiteren Kreisen, die nicht speziellere Literatur in die Hand bekommen, unbekannt ist. Dies dürfte selbst für den bekanntesten Teil der altnordischen Geschichte gelten, die Zeit der Wikinger mit ihren gewaltigen Kriegszügen. Was könnte uns den Erfolg dieser Beute- und Kolonisationszüge etwa besser erklären als die Erkenntnis der präzisen militärischen Vorbereitungen, wie sie uns durch die Ausgrabung der Trelleborg auf Seeland und anderer Plätze vermittelt wurden: befestigte Heerlager mit schärfstem geometrischem Grundriß, deren einzelne, im gleichen Schema gebaute Mannschaftshäuser sicher Schiffseinheiten entsprachen. Was für diese Zeit an Überraschungen zu Tage kam, dies gilt in anderer Weise wiederum für ältere Perioden. Grab-, Schatz- und Siedlungsfunde geben nicht nur reichsten Einblick in Handwerk und Kunstgewerbe, sondern in die Art der Stämme und selbst in die soziale Glie-

derung, in die Religion, das Rechtswesen und sonstiges Brauchtum. Wurde auch in der 2. Hälfte des 1. Jahrtausends v. Chr. vieles von den Kelten, später von den Römern übernommen, kostbare Ware eingehandelt oder erbeutet, so zeichnete sich die germanische Eigenart doch mehr und mehr ab. Mögen uns viele Erzeugnisse der Goldschmiedekunst überdimensioniert, ja fast barbarisch überladen vorkommen, die Eigenart des Stiles, die Sicherheit in der Umarbeitung fremder Elemente ist bewundernswert. Ihre Auswirkungen griffen weit, besonders augenfällig in kolonisierten oder beeinflußten Gebieten, wenn man an die frühmittelalterliche Buchmalerei denkt. Freilich spannt das vorliegende Werk seinen Rahmen nicht so weit, mit wenigen Ausnahmen, etwa mit dem nordischen Schiff und den schwedischen Waffen aus dem Fürstengrab von Sutton Hoo in England. Überhaupt die Schiffahrt, deren konsequente Entwicklung wir von der Bronzezeit an teils an Schiffsdarstellungen, besonders aber an Originalschiffen verfolgen können. Wie großartig war der Brauch, den Toten im eigenen Schiff zu bestatten: ganze Friedhöfe mit Schiffen. Freilich fließt der Strom der Bodenfunde nicht immer so reich in die Museen und ihre Laboratorien. Zeiten, in denen der Tote und weniges von seiner Habe verbrannt wurde, sind wesentlich undurchsichtiger, und trotzdem wird es mit der Zeit auch hier möglich sein, mit mehr und genau untersuchtem Material unsere Kenntnis der germanischen Geschichte zu vertiefen.

Wir sind überzeugt, daß das Buch von Graf Oxenstierna seinen Zweck erfüllen wird und vielleicht manchen historisch Interessierten veranlassen wird, den Frühkulturen der Länder nördlich der Alpen vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken.

Emil Vogt

Grünewald und Caravaggio

Nil nisi divinum stabile est caetera fumus.

Elfried Bock, der verdiente Forscher und Kenner deutscher und europäischer Graphik, erzählte einmal folgendes: «In ziemlich regelmäßigen Abständen träume ich von einer Wanderung am Zürichsee, in deren Verlauf ich eine Kapelle betrete, die von Grünewald ausgemalt ist, von einem Grünewald unterwegs nach Italien oder auf der Heimkehr von dort». Eine Italienfahrt Grünewalds ist urkundlich nicht belegt, so wenig wie Holbeins Italienfahrt. Aber Hagen hat sie schon vor mehr als einem Menschenalter vermutet. Die Architekturformen im Freiburger Flügel des Maria-Schnee-Altars sind indes noch nicht beweiskräftig, eher Tor und Rundbau der Karlsruher Kreuzschleppung. Die jüngste Monographie, die Grünewald gewidmet ist (*Adolf Max Vogt*, Grünewald, Artemis-Verlag 1957), kommt auf Hagens These zurück. Vogt hält eine solche Italienreise angesichts der Standbilder von Antonius und Sebastian zu seiten der Kreuzigung des Isenheimer Altars für unabweisbar. Trotzdem er dem hochverehrten Wölfflin den Vorwurf nicht ganz erspart, in seiner Klassischen Kunst Piero della Francesca und Mantegna kaum berücksichtigt zu haben, fällt kein Wort über die Sebastiansgestalten Mantegnas, von dem frühen in Wien bis zu dem letzten in Venedig, und doch ist dieser letzte, ein Jahrzehnt vor Grünewalds Sebastian gemalte Pestheilige das überhaupt Nächste der Gestaltung Grünewalds und mußte dem Monographen um so eher auffallen, als sich Vogt für seine Untersuchungen kein treffenderes Motto wählen konnte wie dasjenige, das ich mir nun erlaubt habe an die Spitze dieser Besprechung zu setzen. Nil nisi divinum stabile est caetera fumus. Nichts, nur das Göttliche besteht, der Rest ist Rauch. Von einer hohen Kerze auf jenem Sebastiansbild Mantegnas in Venedig weht eine solche Rauchfahne im Luftzug vor der gemalten Nische des Heiligen

dem Körper zu, der kreuz und quer von Pfeilen durchbohrt erscheint. Um den schmalen Schaft der Kerze hat sich ein Schriftband geringelt; auf ihm steht der genannte Spruch geschrieben.

Gleichfalls in Oberitalien ist eine Totenklage am Leichnam Christi, von Mantegna nach 1500 gemalt, verblieben, heut in der Brera. Beide Werke gingen aus des Künstlers Nachlaß in den Besitz Sigismondo Gonzagas, Bischofs von Mantua über. Der Sebastian gehörte später Raffaels Freund, dem Kardinal Bembo. Der Tote Christ Mantegnas, eine Urschöpfung, erscheint als Ahne des toten Christus der Isenheimer Predelle sowohl als des Toten Christus von Holbein in Basel. Und wie ein Enkel dieses Toten, der dem Ahn noch verwandter erscheint als die Söhne, wirkt der Tote in Rembrandts letzter Anatomie.

Auf den Wegen der Kunstgeschichte gibt es Stationen, vergleichbar denen, die zu Wallfahrtsorten führen. Durch den Untertitel seiner Grünewald-Monographie erweist sich Vogt als getreuer Enkel des ehrwürdigen Wölfflin und dessen aus Basler Vorlesungen vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts hervorgegangenen Werkes: Die Klassische Kunst. Vor Wölfflin gab es nur die Klassische Kunst des großen griechischen Jahrhunderts. Wölfflin nannte sein Buch eine Einführung in die italienische Renaissance, Vogt erforscht Grünewald als «Meister gegenklassischer Malerei» — so lautet der Untertitel seines Buches. Mit einer Formen- und Farben-Analyse, gestützt durch neue Aufnahmen, ist der Autor in das eigentliche Element der Grünewaldschen Gestaltungsweise eingetaucht wie keiner vor ihm. Aus diesem Bad holte Vogt seinen Begriff des «Gegenklassischen», als dessen Archetyp gewissermaßen Grünewald zu gelten hätte. Damit würde er, der eigentlich ohne Nachfolge blieb, zum Erzvater Tintorettos, Rembrandts, Grecos und schließlich van Goghs.

Wir kommen zurück auf den Auftraggeber des Isenheimer Altars, den aus Sizilien stammenden Präzeptor des Antoniterklosters, Guido Guersi, und erinnern uns auch an den Marchese, der im 17. Jahrhundert bei Rembrandt eine Reihe von Bildern antiker Götter und Menschen bestellt hat. Diesem späteren Sizilianer verdanken wir unter anderem Rembrandts herrlichen Homer. Den beiden Söhnen Großgriechenlands war es beschieden, jenseits der Fragen: Nord und Süd, Germanisch und Romanisch, christlich oder heidnisch das Geniale der beiden größten Maler des Nordens zu erkennen und auf unvergleichliche Weise ins Werk zu setzen. In diesen Zusammenhang gehört entschieden auch die Tatsache, daß Guersis Herrschaft in Isenheim zwischen den Päpsten Sixtus IV. und Leo X. spielt. Vogt weist mit besonderer Bedeutung darauf hin, daß der Isenheimer Altar in denselben Jahren geschaffen wurde wie die Sixtinische Decke, die Sixtinische Madonna, die raffaelischen Stanzen und Teppichkartons. Und dankbar sind wir auch Adolf Max Vogt, daß er an entscheidender Stelle ein Wort Valérys einsetzt, um das Spannungsfeld schöpferisch begabter Menschen zu umschreiben: «Le monde ne vaut que par les extrêmes et ne dure que par les moyens.» Die Welt hat Wert nur durch die «Äußersten», Bestand nur durch die «Mittleren».

Aber ist Grünewald der Gegenpol zum Klassischen, namentlich zur goldenen Mitte Raffael? Im Nachlaß zum Menschlichen heißt es: «Dieselbe Summe von Talent und Fleiß, die den Klassiker macht, macht eine Spanne zu spät den Barockkünstler.» Und Vogt geht noch einen Schritt weiter, wenn er sagt: «Der Ruhe, der Natürlichkeit, der Gelassenheit alles Klassischen setzt der Gegenklassiker seine Unruhe entgegen, die im Grunde stets auf Verwandlung aus ist.» Es ist unsere Überzeugung, daß das Göttliche als das «Ganz andere», das heißt das dem Menschen Unerreichbare, und das Göttliche als ein im Menschen Wirkendes — Unterscheidungen Vogts zur Kennzeichnung der Gotterfahrung des Nordmenschen und des Südländers — Menschen und Werke der Renaissance nicht ganz ausschöpfen.

In diesem Sinne ist das soeben erschienene Buch von *Hugo Wagner* über Michelangelo da Caravaggio (Verlag Eicher & Co., Bern 1958) ein gewiß auch für den Wahrheitssucher Vogt befreiendes Ereignis. Hugo Wagner stellt die bedeutsame Frage an Jacob Burckhardt, Heinrich Wölfflin und unwissentlich auch an Adolf Max Vogt: war die Kunst der Renaissance menschlich gelassener als Caravaggio? «Ist es nicht vielmehr so, daß unsere eigene Zeit dem ‚Proletarier' Caravaggio näher steht als dem vornehmeren Menschentum der Renaissance? Hier mag der Grund des neuen Verständnisses für den Maler liegen, dessen Werk unsere Zeit erst eigentlich entdeckt hat. Caravaggios menschlichstes Bild, die Berufung des Matthäus, kann heute zum großen Erlebnis werden, weil in unserer Zeit der Gleichschaltung und Isolierung jeder Mensch als Einzelwesen sich angesprochen fühlen muß.»

Es ist gezeigt worden, daß Grünewald auf das Mittelalter zurückgriff. Für den Isenheimer Altar waren ihm die kurz zuvor in deutscher Übersetzung bekanntgewordenen Visionen der Heiligen Birgitta von Schweden wichtig, aus demselben Jahrhundert vermittelt ihm sein italienischer Auftraggeber Vorstellungen Dantes. Dies gilt so gut für den Würzburger Grünewald wie für seinen mainfränkischen Landsmann Memling, der Dante durch die Florentiner in Brügge kennen lernte. Daß Grünewald wie die großen Italiener der Renaissance in vielen Künsten erfahren war, mochte ihn Guido Guersi noch besonders empfehlen. Wie Raffael und Michelangelo Masaccio und Giotto wieder nahe kamen, so stellt Hugo Wagner als völlig neues und überraschendes Ergebnis seiner Forschungen einen Rückgriff Caravaggios auf Raffael und Michelangelo fest und überdies Wirkungen Correggios, des frühen Tizian, des Antonello da Messina, ja selbst des einen der Dioskuren vom Montecavallo. Wagners schönster Fund aber scheint mir der folgende: der sechzehnjährige Michelangelo aus Caravaggio erkennt im «Parnaß» Raffaels, in dem unbekannten Dichter der rechten Bildseite, der den Musen zunächst über die Schulter hinweg zum Betrachter blickt, sein Urbild, dem er sich in einem Selbstbildnis als bekränzter Satyrknabe zu nähern sucht. Mit einer noblen Scheu verzichtet Wagner den Dichter zu nennen, den ein späterer Großer «il terzo poeta d'Italia» genannt hat — nach Dante und Petrarca. Der zweite Michelangelo fand eine ähnliche Lage vor wie der erste, über dessen Verse Freund Berni zu Reimkünstlern äußerte: «Ei dice cose, et voi dite parole.» Auch Vasari muß den Michelangelo im «Parnaß» gekannt haben, sonst hätte er nicht 1564 bei dessen Totenfeier in San Lorenzo neben eine lebensgroße sitzende Figur der Dichtkunst ein Bild aufstellen lassen, in dem Apollo selbst, in seinem Gefolge die Musen, dem dichtenden Michelangelo den Lorbeer aufs Haupt setzen will.

Wir müssen wieder einmal umlernen und uns darein finden, daß die blinden oder halbblinden Seher mehr sehen als wir. Ich erinnere an die großartige Vision des jungen Nietzsche angesichts der raffaelischen Transfiguration. Was er in der «Geburt der Tragödie» über die Kraft der Verklärung sagt und den Preis, der dafür bezahlt werden muß, gilt gleichermaßen von dem verklärten Christ aus Isenheim wie für den Transfigurierten Raffaels. Das Verdienst Wagners ist, daß er zum ersten Male deutlich macht, wie der sogenannte Naturalismus Caravaggios nichts anderes ist als ein großer Reinigungsakt, der zu neuem Sehen und Gestalten erst befähigt. Die so schaffen, können verkannt, geschmäht, verschüttet werden und bleiben doch einer «unendlichen Wirkung» sicher, unerachtet aller kunstfremden oder gar kunstfeindlichen Modeströmungen. Wie schwer hält es, wahr und doch schön zu sein.

Beide Bücher sind außerdem wertvoll durch ihre echten Kriterien der Datierung, Erhaltung, Zuschreibung der einzelnen Werke.

Wilhelm Stein

Das Haus Savoyen im Mittelalter

In ihrem «Goldenen Exil» zu Merlinge bei Genf hat sich *Marie José*, die *Ex-Königin von Italien*, der Geschichte des Hauses Savoyen zugewandt und legt nun in einem 1. Bande die Ergebnisse ihres Quellenstudiums vor, das wesentlich auf den aus Turin nunmehr nach Chambéry transferierten savoyischen Archivbeständen beruht[1]. Es werden zunächst die Ursprünge des königlichen Hauses und dessen historischer Werdegang im gräflichen Stammland bis zu den beiden illustren Grafen des XIV. Jahrhunderts, dem «Grünen» und dem «Roten», sowie deren beiden Witwen, Bonne de Bourbon und Bonne de Berry, zur Darstellung gebracht.

Im Vorwort, das *Benedetto Croce* knapp vor seinem Tode geschrieben hat, gesteht der große Philosoph, der bei der Gründung der italienischen Republik Pate gestanden hat, seine Rührung darüber, daß die letzte Königin von Italien sich hiemit den Historiographen des Hauses Savoyen angeschlossen hat. In der Tat, schon dieses an sich historische Faktum, noch mehr aber die liebevolle Hingabe, mit welcher sich die hohe Frau, eine geborene Prinzessin von Belgien, von Coburg-Wittelsbachscher Abstammung, in die savoyische Vorgeschichte der italienischen Familie ihres Gatten und Sohnes vertieft hat, mag etwas Ergreifendes an sich haben.

Die belgo-französische Vergangenheit der Verfasserin bringt es mit sich, daß dieses das italienische Königshaus betreffende Geschichtswerk in französischer Sprache geschrieben ist. Es entspricht dies übrigens auch besser der Tatsache, daß die ursprünglichen Stammlande des Hauses Savoyen fast ganz dem französischen Sprachbereich angehörten und erst in den späteren Zeiten der in dem Buche behandelten Epoche eine Schwerpunktsverlegung ins Italienische erfuhren.

Sowohl «der grüne Graf», Amadäus VI. (1334—1383), wie auch sein Sohn, «der rote Graf», Amadäus VII. (1360—1391), wohnten noch im Schlosse Ripaille am Südufer des Genfersees, residierten in Chambéry, der alten Hauptstadt Savoyens, und wurden beide im Erbbegräbnis der Familie zu Haute-Combe an den Gestaden des Lac de Bourget in höchst feierlicher, im vorliegenden Buch sehr anschaulich geschilderter Weise bestattet. Alles also in einem nahen Umkreis von Genf, dem dauernd angestrebten, nie erreichten zentralen Residenz-Ideal des Hauses Savoyen, das erst der letzten Königin nach dem Ende der italienischen Monarchie zu verwirklichen beschieden war.

Die Geschichte von Savoyen ist weitgehend durch die Geographie seines Länderkomplexes sowie durch die Genealogie der führenden Geschlechter dieses Territoriums bestimmt. Letztere ist in jenen Zeiten mehrfach aufeinander folgender Eheschließungen und noch zahlreicherer Kinder (von den Bastarden ganz zu schweigen) außerordentlich verwickelt, und man muß sich in die 17 Ahnentafeln, mit denen die Verfasserin das Buch verdienstlich ausgestattet hat, schon sehr vertiefen, will man in den verworrenen Gespinsten von Heiratspolitik, Testamenten und sich überkreuzenden Erbgängen, welche die historischen Vorgänge in den Zeiten der Dynastien, nicht immer elegant und zum Wohle der Völker, fast ausschließlich bestimmen, den Faden und die Geduld nicht verlieren.

Auch die sechs dem Buch beigegebenen, höchst übersichtlichen Landkarten wird sich der Leser häufig vor Augen halten müssen, will anders er sich in dem Kreuz und Quer von Territorialhoheiten und Lehensbanden, in den unaufhörlichen, durch Schlachten und Friedensschlüsse bewirkten Verschiebungen auf dem topographischen Schachbrett, im kaleidoskopisch wechselnden Bild der savoyischen Stammlande zurechtfinden. Dieses ist durch keinerlei natürliche Grenzen umrissen; die einzige, der Hochalpenkamm, umrahmt nicht, sondern durchschneidet Sa-

[1] Marie José: La Maison de Savoye, Editions Albert Michel, Paris 1956.

voyen in zwei wesentliche Teile, so daß sich die historisch-politischen Vorgänge vermittels der wenigen Paßübergänge wie zwischen zwei kommunizierenden Gefäßen abspielten.

Der Schweizer Leser wird sich beim Studium des Buches an die Tatsache erinnern, daß zwei heutige Kantone, Waadt und Wallis, damals dem savoyischen Herrschaftsbereich zugehörten, während ein dritter, Genf, sich diesem zuerst als reichsunmittelbares Bistum, später als theokratische Stadt-Republik unter dem Schutz Berns, dauernd zu entziehen vermochte. Die Comtes du Genevois finden wir allerdings, nebst anderen feudalen Geschlechtern der Romandie, meist in den Heerlagern und am Hoflager der savoyischen Grafen und selten in dem Schlosse, das sie zu Genf am Platze Bourg de Four besaßen.

Ein besonders treuer Parteigänger der Savoyer war der ritterliche Dichter Othon von Grandson, den am Ausgang der abstrusen Giftmord-Affäre des Roten Grafen ein minderer Gérard d'Estavayer am 7. August 1396 in einem jener Gottesurteil-Duelle zu Bourg-en-Bresse erschlug, nicht ohne dem schon gefällten Gegner noch das Visier aufzureißen und die Augen auszustechen. Diese und manch andere echt mittelalterliche Episode weiß die Historiographin mit schriftstellerischem Talent, gepaart mit vornehmer Zurückhaltung, darzustellen.

Mit voller fraulicher Einfühlung aber wendet sie sich gegen Ende des Buches den beiden Frauengestalten, Bonne de Bourbon und Bonne de Berry zu, auf deren Witwenschicksale die Geschichte der beiden «farbigen» Grafen ausgedehnt ist, als Ausklang und Überleitung zur Regierung Amadeus' VIII. Vor allem Bonne de Bourbon hat es ihrer späten Nachfahrin an der Spitze des Hauses Savoyen angetan, wie dies aus folgenden Worten hervorgeht, durch die eine gewisse Parallelität der Königinnen-Schicksale pathetisch durchklingt: «Je nobler man in seinen Gefühlen ist, desto mehr wird man von den Mittelmäßigen angegriffen. Bonne de Bourbon und ihr treuer Kavalier (Othon von Grandson) kannten die Grausamkeit der Ungerechtheit und ertrugen sie mit dem resignierten Stolz geistiger Elitemenschen» und weiter: «Ihr (Bonne de Bourbons) Takt, ihre Mäßigung und ihr Gerechtigkeitssinn machten sie zu einer vollendeten Mitarbeiterin ihres Gatten und, sobald es die Umstände erforderten, zu einer weisen Regentin.»

Solche königlichen Frauen werden aber, wie das Buch zeigt, sofern die Umstände es erfordern, auch vortreffliche Geschichtsschreiberinnen. Man freut sich daher auf den 2. Band des Werkes, in dessen Mittelpunkt Amadeus VIII. stehen wird, der «Pacificus», der erste Herzog von Savoyen und kurzfristige Papst Felix V. Er hatte im Alter von 13 Jahren jenem vorerwähnten grauenvollen Duell beigewohnt und daher diese mittelalterliche Sitte für seine Staaten abgeschafft, während später noch Karl V. und der französiche König Franz I. sich ihr bekanntlich unterwerfen wollten. — Unsere Historiographin kündigt am Ende dieses 1. Bandes an, daß die im 2. Band zu behandelnde Epoche Amadeus' VIII., dieser «so starken und so anziehenden Persönlichkeit, durch einen aufsteigenden Schwung der Geschichte getragen», den Höhepunkt des Hauses Savoyen erklimmen wird. Man möchte der Hoffnung Ausdruck geben, daß diese mit so viel Familiensinn und wissenschaftlichem Eifer begonnene Geschichte das Haus Savoyen nicht schon am Ausgang des Mittelalters verlasse, sondern in weiteren Bänden auch dessen Neuzeit darstelle, in welcher jener aufsteigende Schwung der Geschichte die Nachfahren der Grafen und Herzöge von Savoyen auf den Königsthron des von ihnen geeinten Italiens emporgehoben hat.

Welch historischer Szenenwechsel von Ripaille und Chambéry über Turin nach Rom — und zurück nach Merlinge!

Hugo von Haan

Der Psychotherapeut als Partner

Alterswerke sind häufig ausgezeichnet durch ihre Einseitigkeit, ihre Wiederholung des früher Geschaffenen, ihre Abwendung vom Aktuellen. Die Tatsache, daß *Alphons Maeder*, dessen 75. Geburtstag eine große Leser-, Schüler- und Patientengemeinde am 11. September 1957 feierte, in seinem neuesten Buch die Partnerschaft Arzt-Patient zum Hauptthema nimmt, zeigt von vorneherein, daß von einem Alterswerk oder gar von einer Abschiedsgabe keine Rede sein kann[1]. Im Gegenteil, Maeder stellt sich mitten in die aktuellste Auseinandersetzung. Das Problem der Beziehung Arzt-Patient hat sich ja gerade in den letzten Jahren als eines der wesentlichsten in der Psychotherapie und in der Medizin überhaupt herausgestellt. Auf die Einmaligkeit und Besonderheit dieser Form mitmenschlicher Begegnung hat Maeder schon früh hingewiesen. Bereits 1918 schrieb er in dem kleinen Buch *Heilung und Entwicklung im Seelenleben* von der Übertragung: «Die Idealisierung (des Arztes)... müssen wir auffassen als eine Folge der unbewußten Projektionen dieser Urbilder, dieser typischen Imago, die ein jeder im Tiefsten seines Herzens trägt. Sie enthält zugleich die besten Erfahrungen der Vorfahren (Mneme) und alle prospektiven Fähigkeiten (Pronoia) der Menschheit. In der Begeisterung des Analysanden für seinen Führer brennt das heilige Feuer des Ideals in seiner ersten und unsicheren Äußerung: wir suchen zuerst tastend in der Außenwelt, was eine längere, leidvolle Erfahrung uns einmal im eigenen Herzen entdecken läßt. Langsam vollzieht sich eine Befreiung vom Arzt. Der äußere Führer wird Schritt für Schritt nach schmerzlichen Kämpfen durch eine innere Instanz von rein transzendentaler Natur ersetzt — die Heilung ist vollbracht.» In dieser knappen Darstellung des Übertragungs- und Ablösungsvorganges sind eigentlich schon die wesentlichen Elemente dessen enthalten, was Maeder später zu einer eigentlichen Lehre vom Priestertum des Arztes und von seiner Funktion als Heilbringer ausbaute.

In dem vorliegenden Buche greift er denn nochmals auf die ursprünglichen drei Wurzeln des Arzttums, nämlich die empirische, die magische und die religiöse, zurück und setzt sie in Beziehung zu der Haltung des modernen Psychotherapeuten. In einem ersten Kapitel über den mythischen Heilbringer stellt er die Bedeutung des Mythos als der ersten Stufe des Zu-sich-selbst-Kommens des Geistes dar. Die Gestalt des mythischen Heilbringers sei nicht nur Ausdruck, sondern auch schöpferischer Impuls. Im zweiten Kapitel, das von Übertragung und Beziehung handelt, legt Maeder dar, warum der Kranke trotz der ihm innewohnenden Selbstheilungstendenzen der Hilfe von außen, d. h. des ärztlichen Beistandes bedarf. Bei primitiven Völkern ist der Patient durch seine Krankheit von der Gemeinschaft ausgeschlossen; damit es zur Wiederherstellung der sozialreligiösen Ganzheit kommt, bedarf es des Eingreifen des Arztes. Diese seelischgeistige Realität magischer Art — wie Maeder es nennt — spielt auch in unserer Gesellschaft eine Rolle.

Auch im folgenden Kapitel («Der Arzt als psychotherapeutischer Agent») beschäftigt sich Maeder mit der Dynamik der Beziehung Arzt-Patient. Er verweist auf die Bedeutung des Dialoges als Gegensatz zu einer rein suggestiven Therapie. Im vierten Kapitel endlich wird dargestellt, wie beide, Arzt und Kranker, in einer einmaligen Weise Partner sind, wobei sich für Maeder das Urmodell dieser Partnerschaft nicht in Analogie zur Eltern-Kindbeziehung bringen läßt, sondern vielmehr auf das Bild des Heilbringers bezogen ist, das sich in der Heilhandlung auf Arzt und Kranken projiziert.

In der zweiten Hälfte des Buches läßt Maeder seine persönlichen Erinnerungen an

---

[1] Alphons Maeder: Der Psychotherapeut als Partner. Eine appellative Psychotherapie. Rascher-Verlag, Zürich 1957.

Freud aufleben und berichtet in einer autobiographischen Darstellung («Mein Weg von der Psychoanalyse zur Synthese») über seine eigene Entwicklung. Jene Epoche der dramatischen Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse wird vor den Augen des Lesers lebendig. Maeder ist zusammen mit C. G. Jung und L. Binswanger einer der wenigen noch lebenden ersten Gefährten des großen Wiener Gelehrten. Wie es zum Bruch kam zwischen Wien und Zürich und welche seelischen Spannungen in diesem Kampf auszuhalten waren, wird in diesen Kapiteln mit einfachen Worten berichtet. Maeders Haltung Freud gegenüber war stets diejenige der dankbaren Anerkennung für das Empfangene, bei allerdings deutlicher Grenzsetzung in bezug auf die beidseitigen Gegensätze. Maeder war es nie um eine Polemik zwischen den Schulen zu tun, und so schrieb er schon 1913, in der schwersten Zeit: «Diese Zersplitterung ist eigentlich von einer hohen Warte aus betrachtet ein Ausdruck der Fruchtbarkeit, eine Gewähr vielseitiger Entfaltung, eine Gelegenheit zur Förderung durch gegenseitige Kritik. Die Psychoanalyse hat aufgehört, die Sache eines Menschen oder einer Gruppe zu sein; sie ist in eine neue Phase ihrer Entwicklung getreten. Wir können uns aufrichtig darüber freuen und mit Zuversicht erwarten, daß sie bereichert, vergrößert aus dieser Krisis hervorgehen wird.» (Über das Traumproblem, 1913.)

Ebenso versöhnlich klingt sein *heutiges* Wort: «In dieser retrospektiven Besinnung geht es weder um Apologie noch um Polemik. Die wahre Würdigung des Pioniers der Psychoanalyse leisten wir, die Dankbarkeit bezeugen wir ihm, indem wir sein Werk so fortsetzen, wie es uns jetzt richtig erscheint, eingedenk der Probleme und Aufgaben von heute, die nach zwei Weltkriegen und Revolutionen nicht genau die gleichen sind wie damals vor 50 Jahren.»

Maeder hat zweimal das Wagnis auf sich genommen, einen Bruch mit dem Gewohnten und Hergebrachten zu vollziehen, um seinen eigenen Weg zu gehen. Einmal, als er sich von der unbedingten Gefolgschaft Freuds löste, das zweite Mal, als er sich einem bekennenden Christentum zuwandte. Wenn es heute geschieht, daß einem jungen Psychiater das Ohr für das Evangelium geöffnet wird, so riskiert er dadurch nicht, zum Gespött zu werden und der allgemeinen Verfehmung durch seine Berufsgenossen anheimzufallen. Vieles hat sich in dieser Beziehung gewandelt. Um so höher muß unsere Achtung vor einem Manne wie Alphons Maeder sein, der in einer Zeit, die noch nichts von diesen Dingen wissen wollte, sich mutig als Psychotherapeut vom Agnostizismus abwandte.

Dieser feste Grund des Glaubens kommt denn auch im letzten Kapitel des Buches, das von der Person des Erziehers und seiner Aufgabe handelt, klar zur Geltung. Menschenliebe und innere Autorität sind die beiden Faktoren, welche den Erzieher befähigen, auf seine Zöglinge einen Einfluß auszuüben. Beide können aber nur richtig wirken, wenn der Erzieher selbst sich als ein «Geführter» weiß.

Wer jene Zeitungsberichte aufmerksam verfolgte, die über den kürzlich in Zürich tagenden internationalen Kongreß für Psychiatrie berichteten, mußte wahrnehmen, daß die Psychotherapie einen breiten Platz in den Diskussionen und Vorträgen einnahm. Daß Maeder als ein Berufener uns mit seinem Buch in die Probleme und Fragen, die um die Person des Arztes kreisen, einführt, ist für uns ein Geschenk. Dankbar wünschen wir ihm für die kommenden Jahre alles Gute. Daß er sein Buch dem langjährigen Verleger *Rascher* gewidmet hat, zeugt von einer ganz besonderen «Partnerschaft». Daß auch sie weiterdauern möge und Früchte trage, hoffen alle seine Leser und Freunde.

Christian Müller

Soldatische Berufung und Verpflichtung

Dem Berufsoffizier kommt in der Schweiz eine wesentlich andere Bedeutung und Stellung zu als seinem ausländischen Berufskollegen. Im stehenden Heer oder gar in einer Armee von Berufssoldaten ist der Berufsoffizier vor allem Führer, in der schweizerischen Milizarmee ist er in erster Linie Erzieher. Hier, wo es in erster Linie darauf ankommt, daß die Milizkader vom Korporal bis zum Obersten und Brigadekommandanten Sicherheit gewinnen und sich Autorität verschaffen, muß der Berufsoffizier selbst zurücktreten und sich in aller Bescheidenheit damit begnügen, die Milizkader aller Stufen für die Erfüllung ihrer Aufgaben zu erziehen. Es ist das Verdienst von Oberstdivisionär *Edgar Schumacher*, in seinem Buch über den *Beruf des Offiziers* diesen besonderen Auftrag des schweizerischen Instruktionsoffiziers mit aller Deutlichkeit herausgearbeitet zu haben: er erzieht nicht Rekruten, «er macht die Kaders jeder Stufe tauglich, dieses Amt mit Vertrauen zu übernehmen». Er ist nicht da, «Chef zu sein, sondern andere zu Chefs heranzubilden». Seine Pflicht ist es daher, zurückzustehen vor dem Anspruch der Sache. Solche Gedanken sind nicht neu; man findet ähnliche Gedankengänge schon bei General Ulrich Wille. Aber es war wohl dringend nötig, auch in unserer Zeit wieder an diesen besonderen Auftrag des schweizerischen Instruktionsoffiziers zu erinnern und das für den Wert unserer Milizarmee so wesentliche Verhältnis zwischen Berufsoffizier und Milizkader eindeutig und unmißverständlich darzustellen. Je größer der Einfluß von Material und Technik auch in unserer Armee wird, desto stärker wird auch die Versuchung für die militärischen Fachleute des Instruktionskorps, die Verantwortung für die Ausbildung der Rekruten selbst zu übernehmen, die Einheiten selbst zu führen und damit die Truppenkommandanten der Miliz mehr in eine Gehilfenrolle zu verdrängen, in der sie nie zu Chefs heranreifen können[1].

Was aber an den Ausführungen Schumachers am meisten fesselt, ist die fast leidenschaftliche Betonung der Freiheit und der Helligkeit, die übrigens für den Verfasser identisch sind, und die Auflehnung gegen die Gefahr des Schemas, gegen die eingewurzelte, «aber darum noch lange nicht geheiligte Tendenz zur Einheitlichkeit», gegen «die Tyrannis der Ordnung, welche sich zufrieden gibt, wenn alles und insbesondere das geistige Regen unter ihrer Obhut schlummert». Die Arbeit des Berufsoffiziers schließt einen lebenslangen Kampf um Freiheit in sich und um den Mut, Freiheit, das heißt militärisch ausgedrückt: Verantwortung, zu geben. «Im Militärischen, wie überall, wo die Forderung ernst und hart ist, gedeiht das wirklich Gute nur im Licht. Dumpfheit erzwingt Gehorsam, Helligkeit weckt Nachfolge.» Im gleichen Sinne liest man an anderer Stelle: «Gehorsam ist die Reaktionsweise des Gebundenen, Disziplin die des Freien.» Ein Buch, das solchen Geist atmet, verdient weit über die Kreise des behandelten Berufsstandes hinaus beachtet zu werden von allen, denen die Probleme der Landesverteidigung und der militärischen Ausbildung am Herzen liegen.

Die *Gedanken eines Milizsoldaten* von Oberst *Edmund Wehrli* sind ein wertvoller Beitrag zur Diskussion der schweizerischen Armeefragen aus dem besonderen Gesichtswinkel eines Nicht-Berufsmilitärs[2]. Das bedeutet, daß der Verfasser zu mancherlei militärischen Fragen sich freier und vorurteilsloser, offener und ungeschminkter äußert, als dies der Berufsoffizier könnte, und daß er vor alten Zöpfen erfrischend wenig Ehrfurcht zeigt. Seine Ausführungen, Urteile und Vorschläge werden bald auf Zustimmung, bald auf entschiedene Ablehnung stoßen. Über allem aber steht der nachhaltige Eindruck der leidenschaftlichen und verantwortungsbewußten Hingabe an die soldatische Verpflichtung und der fundierten Sachkenntnis, mit der dieser Milizoffizier heikle

militärische Probleme behandelt und das Wesentliche hervorhebt. Von nachdrücklicher Wirkung bleibt Oberst Wehrlis Schilderung der Eindrücke eines Krieges, die wir zu gewärtigen haben, mit der Forderung, Selbständigkeit und Initiative aller Führer zu pflegen und das Selbstvertrauen von Führer und Truppe zu stärken. Eines der wichtigsten Probleme der Miliz wird immer die Aufrechterhaltung der Disziplin sein. Gewisse Erscheinungen von Disziplinlosigkeit außer Dienst bezeichnet der Verfasser als «drôle de discipline», die unweigerlich auch zur «drôle de guerre» führen muß, wenn nicht sofort gehandelt wird. Ebenso gefährlich für die Disziplin ist ein Zuviel an Befehlen und Vorschriften, das zwangsläufig zu einer Inflation der Disziplin und zur Abwertung der Pflichterfüllung führt. Beim Befehlen ist es daher notwendig, das Wesentliche klar zu erkennen und nur dieses zu befehlen, dieses Wesentliche aber auch durchzusetzen. Der Papierkrieg ist für die Erziehung wie für die Führung der Armee eine Gefahr. «Nur die einfachen Befehle werden im Kriege gelesen und ausgeführt.» Lange Befehle mit viel unwesentlichem Inhalt bezeichnet der Verfasser treffend als «Assignatenbefehle»: «sie erscheinen im Überfluß, führen zur Inflation der Befehlskraft und haben schließlich nur noch Papierwert.» Der wirkliche Kommandant befiehlt wenig, denn er sieht das Wesentliche. Er schreibt auch wenig, denn er weiß, daß seine Untergebenen von sich aus in seinem Sinn und Geist handeln.

Im Herbst 1957 ist den Rekruten erstmals das vom Eidgenössischen Militärdepartement mit Hilfe prominenter Mitarbeiter herausgegebene *Soldatenbuch* abgegeben worden[3]. Es ist kein Reglement und keine Dienstvorschrift, sondern ein geschmackvoll gestaltetes und reich illustriertes Handbuch, das sich in geschickter Verbindung von Wort und Bild an den Soldaten und Bürger zugleich wendet. Sein erster Teil berichtet von Land und Leuten unserer Heimat, von unserer Geschichte und unseren staatlichen Einrichtungen. Es geht hier in erster Linie um den Bürger und seine Verantwortung für das Ganze, um die Schaffung einer positiven eidgenössischen Gesinnung als geistige Voraussetzung für die Erfüllung der militärischen Pflichten. «Es wäre unrichtig zu glauben, daß die Vorbereitung auf den Kampf nur militärischer Art sein müsse. Deine geistige, seelische und moralische Vorbereitung ist ebenso wichtig wie deine militärische Schulung. Geistig bist du vorbereitet, wenn du schon in Zivil als Bürger dich mit dem Gedanken vertraut gemacht hast, im Notfall dein Alles einsetzen zu müssen. Seelisch und moralisch vorbereitet sein heißt, die innere Kraft zu besitzen, um in der Stunde der Gefahr nicht zu verzagen, sondern gelassen und mit Zuversicht an die schwere Aufgabe heranzutreten.» Demgemäß steht der zweite, militärische Teil ausgesprochen unter dem Gedanken der Verantwortung jedes einzelnen. Immer wieder wird der Leser persönlich angerufen «Auf dich kommt es an — dein Ja — deine Hal tung — deine Pflichten — nimm dich selber in die Hand — alles vertraut auf dich». Wir haben Zwanzigjährige gesehen, wie sie stundenlang im Soldatenbuch gelesen haben. Ihr Schweigen bewies deutlicher als jedes Lob, daß das Soldatenbuch den richtigen Ton gefunden hat.

Gottfried Zeugin

---

[1] Edgar Schumacher: Vom Beruf des Offiziers. Verlag der Arche, Zürich 1957.
[2] Oberst Edmund Wehrli: Gedanken eines Milizsoldaten. Mit einem Geleitwort von Oberstdivisionär Edgar Schumacher. Schweizer Spiegel Verlag, Zürich 1957.
[3] Soldatenbuch. Vom Eidgenössischen Militärdepartement dem Schweizer Soldaten gewidmet. Verlag Eidgenössische Drucksachen- und Materialzentrale, Bern 1958.